

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 43

Artikel: Schliffscheiben
Autor: Schweizer, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

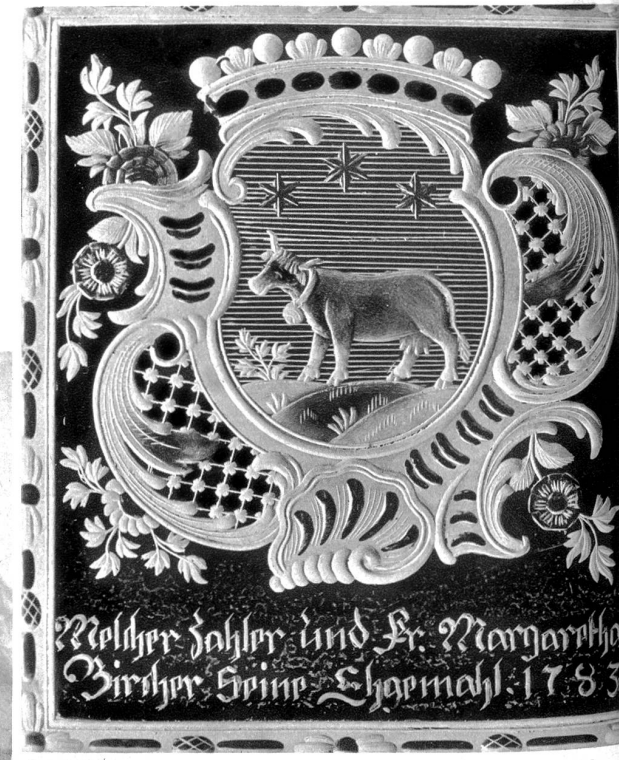
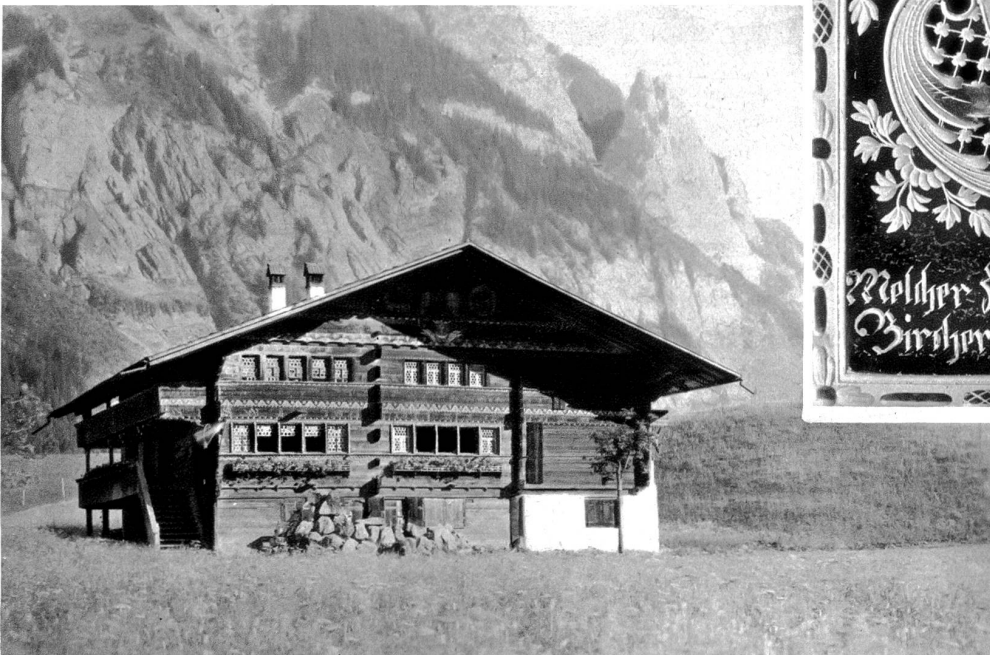
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schliffscheiben

Von Walter Schweizer, Bern

Wer auf seinen Wanderungen im Berner Oberland da und dort auch den behäbigen, groß und fest dastehenden Bauernhäusern einen Besuch abstattete, wird oft mit nicht geringem Erstaunen die reizenden Buzenscheiben angetroffen haben, die vielfach von einer geschliffenen Scheibe unterbrochen waren.



Ruedihaus in Kandersteg

Diese Schlißscheiben, die in der Größe von ca. 16—20 cm sind, bilden in den Häusern eine Zierde, wurden sie doch vielfach vom reichgewordenen oder sonst wohlhabenden Bauern bestellt, der damit gewissermaßen seinen Stolz darin setzte, sein Haus, in Bezug auf Prachtaufwand, dem des Städters nachzugestalten. Andererseits wurden viele dieser Schlißscheiben von Bekannten und Verwandten dem Hausbesitzer geschenkt. Merkwürdigerweise finden wir in Berner Patrizierhäusern heute nur noch wenige dieser Kunstwerke, dafür aber liebte es der Städter, eine solche Scheibe, meistens noch mit seinem Wappen verziert, seinem Lehensmanne, dem befreundeten Pfarrherrn oder Schulmeister als Präsent zu geben oder auch dem Wirte, in dessen Gasthaus er mit seinen Freunden einzukehren pflegte.

Die Kunst des Glasschnittes und der Glasschleiferei entwickelte sich aus derjenigen des Steinschnittes, das heißt, aus der schon im frühen Altertum bekannten Technik, auf Bergkristall zu gravieren. Den ersten Erzeugnissen dieses Kunsthandwerkes begegnen wir um das Jahr 1600 und als erste Meister müssen die Deutschen Lehmann und Schwanhardt angesprochen werden, die ein diesbezügliches Privileg von Rudolf II. im Jahre 1609 erhalten haben. Richtig in Schwung kam aber diese Kunst erst viel später, als die Glasschleifer in Böhmen und Schlesien einverbessertes, kristallklares Kreidglas herstellen konnten. Diese erste Periode fällt in die Jahre 1680—1775, während in einer zweiten Periode die Schleifer Schlesiens den Vorrang hatten und zwar durch reich dekorierte Gläser, die ihre höchste Blüte zur Zeit des Rokoko hatten. Mit der Erfindung des englischen, schweren Bleiglasses, das alle andern Gläser zu verdrängen vermochte, erlitt auch die künstlerisch hochentwickelte böhmische und schlesische Glasschleiferkunst ihren Todesstoß. Viele dieser Künstler wanderten aus und kamen weit in der Welt herum. So erzählt einer der ersten Schleifer, Kreybisch: „Auf das Jahr 1688 bin ich wiederumb das ander Mal verreiset mit Kaspar Heinschen und Mathäus Weydlicher und reifeten von Haus mit einem guten Wagen . . .“

Die ersten Schlißscheiben in der Schweiz, die wir in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts antreffen, dürften wohl von solch herumziehenden Glasschneidern angefertigt worden sein, von denen sich dann einige später in der Schweiz niederließen. So gründeten die Brüder Siegmund aus St. Blasien eine erste Glashütte in Hirsegg bei Flüßli, wo künstlerisch sehr hochwertige Gläser hergestellt wurden. Mit zwei andern Leuten aus dem Schwarzwald stellten sie später besonders Hohlgläser und Buzenscheiben her und legten auch verschiedene andere Glashütten an, so in Romoos, in Krugental bei Flüßli, in Semsaies (Freiburg) und später dann in Heriswil.

Außer den reichen Wappenbildern stoßen wir auf Schlißscheiben, die für das Schreiner-, Müller- und Mehgerhandwerk bestimmt waren, zudem auf die damals so beliebten Dragonerscheiben wie nicht zuletzt auf viele kirchliche Sujets, wie den „Sündenfall unserer ersten Eltern im Paradies“, „Isaaks Opferung“, „Grablegung“ und „Kreuzigung“. Was den Stil dieser Schlißscheiben anbetrifft, so finden wir hier vornehmlich Rokokoornamente und neben den Palmblättern, die immer eine Hauptrolle spielten, stoßen wir auf die Rosaille und das die Flächen ausfüllende Sterngitterwerk. Meistens handeln die Scheiben von Ritterzierart, Wappensteinen mit Helm, Helmzier und Decken über der Inschrifttafel mit barocker Umrahmung, oder das Wappen befindet sich in einer reich verzierten, barocken Kartusche, die mit schweren Perlbehängen oder Blumenauirländern verziert ist, die zuletzt von einer reichen Umrahmung im gleichen Stil umgeben ist. In den Jahren 1760—69 herrscht sowohl im Stil wie in der Technik eine große Mannigfaltigkeit, und man hat das Gefühl, daß neben den kunstgeübten Graveuren sich auch gewöhnliche Glaser im neuaufgekommene Handwerk betätigten.

Interessant ist die Mode der Schlißscheibe insofern, als neben dem Kleinbürger insbesondere auch der Bauer sehr darauf hielt, ein eigenes Wappen zu besitzen. So entstanden um diese Zeit (1775) neben den altersher gebräuchlichen Hauszeichen und der Pflugchar, Wappen von Bauerngeschlechtern, die entweder mit Bezugnahme auf den Namen gebildet oder ganz neu erfunden worden sind. Auf vielen der Scheiben findet sich sehr oft nur der Name des Hausbesizers mit der Jahreszahl, dann enthält die Scheibe nichts anderes als noch einen mehr oder weniger frommen Spruch, der meist mit der Tätigkeit des Besizers im Zusammenhang steht. So lesen wir auf verschiedenen Scheiben folgende Inschriften: „Das Erdrich thun wir umkehren/ mit Pflug und Pferden früh und spat / damit wir uns ernehren

/wie es Gott geordnet hat.“ Christen Röß schreibt auf seine Scheibe: „Christum lieb haben ist besser dan alles wissen.“ Ein Viehhändler hatte folgenden Spruch: „Wer handelt recht nach Bittlichkeit, bey dem ist Gott in Lieb und Leid.“ Ein Wirt hat auf seiner Scheibe folgenden fröhlichen Vers: „Win in Wit. Darum hüette dich für / Füllerej. drinke mäßiglich.“ Caspar Jeli, Wirt, hat mit dem Datum 1752 folgenden Spruch: „Wenns schon viel hartes Eifen ist / So kan mans erweichen mit der Sit. So sey es Gott auch heimgestellt / Mach ers mit uns wies in gefelt.“ Neben den reinen Schlißscheiben finden wir da und dort auch noch Spruchscheiben mit längeren, moralisierenden Versen: „Hauslich die Eheläuth auch sein sollen / wan sie Etwas bekommen wollen. / und dem geseind nit alles vertrauwen / sondern selber darzu schauwen — / dein gewunen Gutt soll nit verprassen / den Sonntag sollt sein Ruh auch lassen — / und nicht an dem Belt verzehren. / Bätt. Vif. sing und thu predig hören / hab Gott lieb und den Nächsten dein / haß und neid laß fern von dir sein. 1744.“

Wie schon angedeutet, wurden die meisten Scheiben dem Besitzer geschenkt und so wundert es uns nicht, daß man bei vielen Scheiben die Dedikationen auch gleich verzeichnet findet: „Aus Herkes Liebe und Treu verehere ich Durs Hofer zu Betsenhausen meinem Bruder dies Fenster neu. 1757.“

So tragen die Schlißscheiben an unsern schmucken Bauernhäusern nicht wenig zur Belebung bei, wie die schönen, kunstreichen Ornamente über und unter den Gesimsen, die Spruchbänder oder Säulchen. Immer aber haben wir es mit etwas Bodenständigem, Wahren, Schönem zu tun . . . eben jener Arbeit, die aus dem Volk heraus entstanden ist und für das Volk berechnet war.

„Gottes Güte Sägen und treü / sei in diesem Haus alle mor- / gen neuw.“

(Die Seph und der Sepp. Fortsetzung.)

„Du wirscht!“ feucht sie und ballt die Fäuste.

„Nix werd i! A Buserl is no lang ka Berspruch nit.“

Mit einem Ruck wendet sie sich ab und geht. Er schaut ihr nach, den Hals vorgestreckt, sieht, daß sie nicht den Weg ins Dorf nimmt, sondern höher hinauf, gegen die Felskante des Berges zu.

Die Seph steigt hinan mit hoch ausgreifenden Bergfrauenschritten. Oben weht der Wind. Steil stürzt die Felskante ab. Die Seph tritt ganz weit vor. Eine braune Faust reißt sie zurück.

„Laß mi!“ Die Seph stößt den Sepp fort, daß er taumelt, aber er springt wieder vor, hält sie fest. Sie stemmt ihre Fäuste gegen seine Brust, will los von ihm. Wie Eisen umschließen sie seine Arme.

„Du!“ sagt er, sein Gesicht so nah an dem ihren, daß seine Züge vor ihrem wirren Blick schwimmen. „Du, daß du's woacht: glei damals, wiar dö's alte Weiberl z'ammgefalln is, glei damals bei der Kapelln, hoan i mi in di verschaut. Und dann warst harb, und i hoan darüber an Zorn ghabt, und wiar i goar ghehn hoan, daß du dö Sellertochter bischt, da hoan i gwußt: aus is! Aba inwendig hat's noch immer nach dir gschrien!“ Einer seiner Arme läßt sie los, und er schlägt sich mit der Faust auf die Brust. „Inwendig, woacht, Tag und Nacht, bei jeder Arbat, immerzua! I bin dir aus 'm Weg gangn. Is nix: dö Selltochter und a Holz knecht! Hoan di küßt, woar a Sünd von mir — hoan nit anders gekunnt, wiar du dort gstandn bischt im Finstern und i gwußt hoan, du stehst dort wegn meiner. Aba 's muaß aus sein. Is loa Eh nit zwischen an Bettelsack und an Geldsack!“ Er preßt die Lippen zusammen, spürt, daß ihre Hände, die sich, zu Fäusten geballt, gegen ihn gewehrt haben, ihn längst nicht mehr abdrängen, sondern sich an ihn klammern. „Du!“ jammert er auf und küßt sich in ihr Gesicht hinein.

„I laß di nit!“ sagt sie, windet die Arme um seinen Nacken und preßt sich an ihn.

Er schüttelt krampfhaft den Kopf.

„Sepp!“

„Naa.“ Sein Gesicht ist fest, seine Lippen verkrampfen sich, seine Augen brennen in trauriger Liebe auf ihr. „I schwör dir's, i heirat ka andere nit! I bleib ledig mein Leb'n lang!“